

Dorothy Day (1897-1980)

Autor(en): **Lehner, Barbara**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **95 (2001)**

Heft 3

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dorothy Day (1897–1980)

Dorothy Day – in Amerika ein Begriff, bei uns praktisch unbekannt. Eine Frau, radikal links und tief religiös, die als Laienfrau zusammen mit anderen die Bergpredigt konkret zu leben versuchte. «Pray and Protest» – heisst es auf einem bekannten Bild, das sie vor der amerikanischen Einwandererbehörde zeigt. «Pray and Protest» könnte auch das Leben von Dorothy Day überschrieben werden. Sie lebte diese Spannung im konkreten Engagement für die Rechte der Arbeiterinnen und Arbeiter, für Stellen- und Obdachlose, für Menschen im Gefängnis, für Landlose, für Schwarze und im gewaltlosen Einsatz für den Frieden. – Die freischaffende Theologin Barbara Lehner hat aus Anlass einer Gedenkveranstaltung zum 20. Todestag von Dorothy Day am 29. November 2000 in Luzern das nachstehende Porträt verfasst und es für die Neuen Wege überarbeitet. Red.

«Unter die geistlichen Werke der Barmherzigkeit fallen: die Unwissenden belehren; die Sünder zurechtweisen; die Be-trübten trösten und Unrecht geduldig er-tragen. Wir haben immer Streikposten-Stehen und Flugblätter-Verteilen zu die-sen Werken mitgerechnet.»¹

Erwachendes politisches Bewusstsein

Dorothy Day wurde am 8. November 1897 als drittes von fünf Kindern in Brooklyn geboren. Zu ihrem Vater, einem Sportjournalisten, der sich für Pferderennen interessierte, Whisky liebte und «Neger, Ausländer und Radikale» verabscheute, hatte Dorothy nie ein sonderlich gutes Verhältnis. Ihre Kindheit war geprägt von Ortswechseln der Familie, die der Arbeitssuche des Vaters folgten. Ihre Mutter beeindruckte sie, als diese 1904 während des grossen Erdbebens von San Francisco Nahrungsmittel und Kleider mit den obdachlos Gewordenen teilte.

In der Mittelschule erwachte Dorothy Days politisches Bewusstsein. Ihr ältester Bruder arbeitete bei einer Zeitung, welche die Arbeitsbedingungen in Fabriken und Warenhäusern anprangerte. Dorothy begann sozialkritische Bücher zu lesen. Upton Sinclairs Roman «Der Sumpf», der in Chicagos riesigen Vieh- und Schlachthöfen spielt, berührte sie tief und bewegte sie dazu, statt am See oder in den Parks ihre obligaten Spaziergänge mit dem kleinen Bruder in die Armenviertel von Chicago zu verlegen. Aber selbst dort nahm sie die Schönheit und Lebenspoesie in winzigen Blumengärten und Gemüsebeeten inmitten einer trostlosen Einförmigkeit wahr.

Mit siebzehn ging Dorothy an die Universität von Illinois in Urbana, «erfüllt von einem herrlichen Gefühl der Unabhängigkeit». Sie schrieb sich in den Fächern Latein, Englisch, Geschichte, Biologie und Rhetorik ein, mit keinem eigentlichen Interesse an einem Studienabschluss. Um ihren Lebensunterhalt zu

bestreiten, nahm sie eine Reihe von Haushaltsstellen an, und verdiente sich zusätzlich etwas mit Beiträgen für die Lokalpresse. Ihr Herz schlug für die Massen und so schloss sie sich 1915 der *Sozialistischen Partei* an. Nach dem Abbruch des Studiums fand sie in New York ihren ersten Job bei der einzigen sozialistischen Tageszeitung New Yorks, «*The Call*».

In dieser Zeit machte sie ihre *erste Gefängnisserfahrung*, die sie sehr prägte: 1917 demonstrierten Suffragetten gegen den Ausschluss der Frauen von Wahlurnen und öffentlichen Ämtern. Sie wurden verhaftet und mussten unter schlech-



testen Bedingungen ihre Gefängnisstrafe absitzen. Da ihre Freundin Peggy Brian eine der Initiatorinnen war, schloss sich Dorothy Day spontan einer Gruppe von Frauen an, die sich vor dem Weissen Haus verhaften liessen und mit einem Hungerstreik im Gefängnis gegen die schlechte Behandlung protestierten. Hier erlebte sie zum ersten Mal in ihrem Leben die Gewalttätigkeit der Gefängnisse am eigenen Leib. Am dritten Tag des Hungerstreiks fiel Dorothy Day in eine tiefe Depression, die sie noch stärker in die Identifikation mit den Armen führte.

«*Es war furchtbar, den ganzen lieben Tag herumzuliegen, das Gefühl von Übelkeit und Leere des Magens, das anfängliche Schwindelgefühl und danach*

die fieberhafte Tätigkeit des Gehirns... Ich verlor jedes Gefühl meiner eigenen Identität. Ich grübelte über die Trostlosigkeit von Armut, Not, Krankheit und Sünde. Dass ich in dreissig Tagen frei sein würde, bedeutete mir nichts. Nie wieder würde ich mich frei fühlen, nie wieder. Wusste ich doch, dass überall auf der Welt Frauen, Männer, junge Frauen und junge Männer hinter Gitterstäben Zwang, Strafe, Isolierung und Entbehrung für Vergehen erlitten, an denen wir alle schuldig waren... Warum wurden in einigen Fällen Prostituierte gerichtlich verfolgt und in anderen geachtet und umschmeichelt? Menschen verkauften sich für Positionen, für Lohnchecks, und wenn sie hoch bezahlt wurden, ehrte man sie. Vollzogen sich ihre Betrügereien, ihre Diebstähle, ihre Lügen in kolossalen Proportionen und waren sie erfolgreich, so wurde ihnen Lob zuteil, nicht Tadel. Warum erwischte man einige, nicht die anderen? Warum nannte man einige Verbrecher und andere tüchtige Geschäftsleute? Was war recht und was war unrecht? Was war gut und was war böse? In meiner elenden Verfassung gingen mir alle diese Gedanken wie ein Mühlrad im Kopf herum... Ich war die Mutter, deren Kind vergewaltigt und erschlagen war. Ich war die Mutter, die das Scheusal geboren hatte, das die Tat beging. Ich war sogar der Untäter selber und fühlte in meiner eigenen Brust jede Art von Schändlichkeit.»²

Dorothy Day, 1956

Nachts störten Albträume ihren Schlaf, tags litt sie unter dem dumpfen Hungergefühl. Sie bat um eine Bibel und fand in den Psalmen Stärkung.

Unruhige Jahre des Suchens, Konversion zum Katholizismus und Trennung vom Partner

Im Frühjahr 1918 begann sie eine Ausbildung zur Pflegerin und lernte im Spital Lionel Moise kennen. Bald darauf merkte sie, dass sie schwanger war. Moise hatte ihr damit gedroht, sie zu verlassen, falls sie ein Kind bekäme. Er riet

ihr zur Abtreibung und versprach, sie danach abzuholen, aber er erschien nie mehr. In der Wohnung fand sie einen Brief, worin er ihr ins Gedächtnis rief, dass Millionen von Frauen dasselbe erlebt hätten. Er lasse etwas Geld da und hoffe, sie werde einen reichen Mann heiraten.

Und tatsächlich: 1920 heiratete Dorothy Day den um zwanzig Jahre älteren und wohlhabenden Schriftsteller *Barkley Tobey*, der sie auf eine längere Reise nach Europa mitnahm. Während ihres Europa-Jahres schreibt sie «*Die elfte Jungfrau*», einen Roman mit autobiographischen Zügen. Im Sommer 1921



Dorothy (Mitte) verkauft, zusammen mit zwei Kolleginnen, The Call an einer Anti-Kriegsdemonstration, etwa 1916

beendete sie die Ehe. Nach verschiedenen Jobs in Chicago kehrte Dorothy Day 1924 nach New York zurück, wo sie sich auf Anraten einer Freundin in Staten Island eine Strandhütte kaufte – einen ruhigen Ort zum Schreiben.

Etwa zu derselben Zeit lernte sie *Foster Batterham* kennen, der ein «Anarchist englischer Herkunft und Biologe» war. Es entwickelte sich eine Beziehung, und sie kamen überein, in ihrem Strandhaus «teilzeitlich zusammenzuwohnen». Es folgten vier ihrer glücklichsten Jahre. Sie schrieb Artikelserien für Zeitungen, und Foster erschloss ihr mit

langen Spaziergängen die Liebe zur freien Natur.

Im Juni 1925 stellte sie fest, dass sie schwanger war. Im Glück dieser Zeit fing sie an, täglich zu *beten*. Schon bald zeichnet sich ein *unlösbarer Konflikt* ab. Mit Foster war es unmöglich, über ihren wachsenden Glauben zu sprechen. Als Anarchist und Atheist betrachtete er Religion als «Opium des Volkes» und reagierte auf ihre Versuche des offenen Gesprächs mit Wut und Rückzug. Sie begann regelmässig den Sonntagsgottesdienst zu besuchen und beschloss ihr Kind zu taufen. Sie wollte ihm die Ordnung und innere Beheimatung geben, die sie selbst vermisst hatte. Ihr war bewusst, dass dieser Entscheid schmerzhaft Folgen für ihre Partnerschaft beinhaltete, und dies liess sie warten und zögern.

Am 3. März 1926 kam ihre *Tochter Tamar Theresa* zur Welt. Nach langem innerem Ringen wurde Tamar getauft. Foster weigerte sich, dabei zu sein. Im Dezember 1927 kam es zur Trennung von Foster und zu Dorothys Eintritt in die katholische Kirche. Trotz ihrer grossen Loyalität hatte sie Mühe mit der rein karitativen, unpolitischen Haltung der Kirche. Bitteren Herzens fragte sie sich, ob sie nun auch ihre zweite grosse Liebe der Kirche wegen verlieren müsste: ihre Liebe zu den Massen und zur radikalen Bewegung.

Lebenswende

Am 30. November 1930 machten sich 6000 Stellenlose zum *Hungermarsch der Arbeitslosen* nach Washington auf, um dort Arbeit und den Ausbau des Sozialsystems einzufordern: Arbeitslosenversicherung, Altersversorgung und die Unterstützung für Frauen und Kinder. Dorothy begleitete den Zug als Reporterin und stand mit gemischten Gefühlen am Strassenrand, als die Demonstrierenden nach drei Tagen Blockade endlich in die Stadt einziehen konnten:

«An einem klaren sonnigen Tag zog die zerlumpte Horde, dreitausend Mann

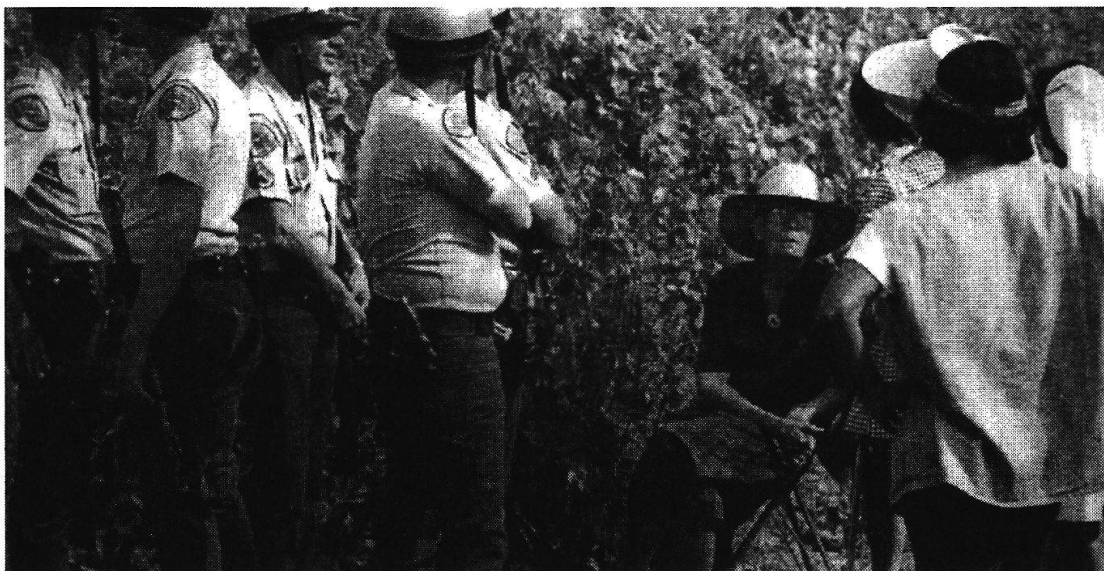
hoch, mit fliegenden Fahnen, in den Händen Stangen mit Plakaten, auf denen ihre Parolen in grossen Buchstaben gemalt waren, triumphierend durch die an beiden Seiten mit Bäumen bestandenen Strassen von Washington. Ich stand am Rand des Bürgersteiges und sah sie vorüberziehen, freudigen Stolz im Herzen auf den Mut dieser Schar Männer und Frauen, in die aber auch Bitterkeit gemischt war, da ich jetzt, als Katholikin mit grundsätzlich abweichenden philosophischen Anschauungen, nicht mehr mit ihnen marschieren konnte. Ich konnte schreiben, konnte protestieren und die Gewissen aufrütteln. Aber wo waren die Katholiken, die sich an die Spitze von Scharen von Männern und Frauen stellen würden, um die aktuellen Werke der Barmherzigkeit zu üben, welche die Genossen immer in ihrer Taktik, die Arbeiter zu erreichen, aufgenommen hatten... Als die Demonstration vorbei war und ich meinen Bericht fertiggemacht hatte, ging ich, am Fest der Unbefleckten Empfängnis, zum «National-Shrine» der katholischen Universität und sandte, unter Tränen und in Seelenqualen, ein besonderes Gebet zu Gott, er möge mir irgendeinen Weg zeigen, auf dem ich die Gaben, die mir verliehen waren, für meine Mitbrüder – die Arbeiter und die Armen – nutzbar machen könnte.»³

Und es scheint, als sei ihr Gebet er-

hört worden, denn bei ihrer Rückkehr nach New York traf sie Peter Maurin, einen französischen Landstreicher, Lehrer, Bauern und philosophierenden Gesellschaftsreformer, den es nach Kanada und schliesslich Amerika verschlagen hatte. Maurin erzählte ihr von seinen Visionen und ermunterte sie, mit ihm zusammen eine *radikale katholische Zeitung* ins Leben zu rufen, welche die katholische Soziallehre verbreiten und Schritte zur friedlichen Umformung der Gesellschaft fördern sollte.

The Catholic Worker und die «Häuser der Gastfreundschaft»

«Der Mann denkt, die Frau lenkt», pflegte Peter Maurin zu sagen. Und tatsächlich war es Dorothy Day, die die Sache letztendlich in die Finger nahm. Sie richtete in ihrer Küche das Redaktionsbüro ein und begann mit der Arbeit für die Erstausgabe des «Katholischen Arbeiters» – «The Catholic Worker» –, die am 1. Mai 1933 für einen Penny an *Linke und Arbeiter* verteilt wurde. Eines ihrer grössten Probleme war der Geldmangel. Dorothy suchte eine günstige Druckerei, investierte zwei Honorare, die sie eigentlich für Gasrechnung und Miete gebraucht hätte, und verpfändete ihre Schreibmaschine, um die zweite Ausgabe zu finanzieren. Glücklicherweise trafen daraufhin viele begeisterte Briefe und



Dorothy beim Streik der Landarbeiterinnen in Kalifornien, 1933

Abonnementsbestellungen ein, die das Fortbestehen der Zeitung sicherten. In-
nert weniger Monate stieg die Auflage
von 25'000 auf 75'000.

Neben Gesprächen am runden Tisch
und der Rückkehr der Arbeiter aufs Land
in kollektiv geführte «Arbeiterfarmen»
waren die «Häuser der Gastfreund-
schaft» ein zentraler Punkt in Peter
Maurins visionärem Programm. Maurin
wollte den *Hospiz-Gedanken*, der im
Mittelalter in Klöstern gelebt wurde, er-
neuern und gegenüber Fremden öffnen.
Er fand, dass die Werke der Liebe und
Barmherzigkeit für jedermann gelten und
zum christlichen Alltag gehören müs-
sten. Jedes Heim sollte sein «Christus-
Zimmer» haben, das den von Gott Ge-
sandten offenstehe. Jeder sollte bereit
sein, in einem unvertrauten Gesicht Chri-
stus zu erkennen.

Wieder war es Dorotheys Wohnung,
die zum ersten Haus der Gastfreund-
schaft wurde. Es stand von früh morgens
bis spät abends für jedermann offen, Kaf-
fee floss in Strömen, und auf dem Herd
köchelte immer ein Eintopf-Gericht.
Schon bald wurden zusätzliche Wohnun-
gen gemietet. 1936 zog die Gemeinschaft
in ein grösseres Haus um, ins Sankt-Jo-
sefs-Heim. Zu dieser Zeit stand Dorothy
Day bereits mit dreiunddreissig anderen
übers Land verteilten «Katholischen Ar-
beiter-Häusern» in Kontakt.

Infolge der grossen *Weltwirtschafts-
krise* benötigen viele Menschen Hilfe.
Allein das New Yorker Haus ernährte
1937 täglich vierhundert und ein Jahr
später die doppelte Zahl abgeschobener
Menschen. Die meisten der verteilten
Nahrungsmittel waren erbettelt oder
geschenkt, manches nicht mehr verkäuf-
liche Ware, die von Freiwilligen aussor-
tiert und verwertet wurde. Für Dorothy
waren die Armen Gottes jeder liebevol-
len Verschwendung würdig, wie folgen-
de Episode illustriert:

«Tom Cornell erinnerte sich an eine
gut gekleidete Frau, die das «Arbeiter»-
Haus eines Tages aufsuchte und Dorothy

*einen Diamantring gab. Dorothy dank-
te der Besucherin, steckte den Ring in
die Tasche und gab ihn später am Tag
einer alten Frau, die allein lebte und ihre
Mahlzeiten oft im Sankt-Josef einnahm.
Einer vom Stab gab Dorothy zu beden-
ken, dass man den Ring besser an der
Diamantenbörse verkauft und mit dem
Erlös der Frau ihre Jahresmiete bezahlt
hätte. Dorothy erwiderte, die Frau habe
ihre Würde und könne mit dem Ring tun
und lassen, was sie wolle. Sie könne ihn
verkaufen, um das Geld für die Miete zu
haben oder eine Reise nach den Bahama-
Inseln zu machen. Oder sie könne es
geniessen, genau wie die Dame, die ihn
dem «Arbeiter» gebracht hatte, einen
Diamantring an der Hand zu tragen.
«Glaubst du denn», fragte Dorothy, «Gott
habe Diamanten nur für die Reichen
erschaffen?»»⁴*

Pazifismus und Kampf gegen den Antisemitismus

Der *Spanische Bürgerkrieg* forderte
Dorothy Days Pazifismus heraus. Wäh-
rend praktisch jedes katholische Presse-
erzeugnis sich auf die Seite Francos stell-
te, weil er in seinem Kampf gegen die
Kommunisten als pro-katholisch galt,
verweigerte der Catholic Worker beiden
Seiten seine Unterstützung und warnte
vor dem Antisemitismus, der den Faschis-
mus kennzeichnete. Dorothy Day erin-
nerte die Leserschaft daran, dass die Ju-
den das Volk seien, zu dem Christus ge-
höre. Eine Welle des Protests folgte die-
sen Stellungnahmen: Viele Einzel- und
die meisten Kollektiv-Abonnemente
wurden abbestellt, und mehrere Bischö-
fe verbannten das Blatt aus jeder Kirche
und Pfarreischule ihrer Diözese. Die
Auflage sank von 160'000 Exemplaren
auf 50'000.

Doch Dorothy Day ging den Weg un-
beirrt weiter und nahm 1939 an der
Gründung eines *katholischen Komitees*
zur Bekämpfung des Antisemitismus teil.
Die katholische Arbeiter-Gemeinde ap-
PELLIERT AN DIE NATION, IHRE TORE ALLEN

Juden zu öffnen, die Zugang zu Amerika wünschten.

Persönliche Zerreißprobe als Allein-erziehende

Dorothy Day war in den vierziger Jahren bereits eine bekannte *radikale Schriftstellerin*. Sie besuchte die katholischen Arbeiter-Gemeinden und hielt Vorträge. Vielen Laien war sie ein Vorbild. Sie genoss auch die Anerkennung einiger Bischöfe, welche sie ermutigten und ihr finanzielle Unterstützung zukommen liessen. Trotzdem fühlte sie sich in ihren intimsten Beziehungen als *Versagerin*, da sie so wenig Zeit für Tamar aufbringen konnte, die abgesehen von Wochenenden und Ferien den grössten Teil ihrer Kindheit in einem katholischen Internat auf Staten Island verbrachte. Dorothy Day litt auch darunter, dass sie nicht verheiratet war.

McCarthy-Ära

In den 50er Jahren entwickelte sich der Kalte Krieg. Der «innere Feind» wurde zu einem der politischen Hauptthemen und die *kommunistische Partei* als *illegal* erklärt. Der blosser Verdacht einer kommunistischen Sympathie oder Vergangenheit kostete vielen den Lebensunterhalt. Die katholische Kirche war bekannt für ihren Anti-Kommunismus. Papst Pius XII. erklärte, dass jeder Katholik, der mit Kommunisten zusammenarbeite, *exkommuniziert* sei.

Auch Dorothy Day wurde oft beschuldigt, Kommunistin zu sein. Sie leugnete ihre Freundschaft mit prominenten Kommunistinnen und Kommunisten nicht, sondern setzte sich für sie öffentlich ein, als diese verhaftet und der «Verschwörung» angeklagt wurden. Als Reaktion darauf erhielt der Catholic Worker eine Flut zorniger Briefe und Abonnements-abbestellungen. Dorothy hob daraufhin in einer der nächsten Kolumnen ihre *Dankeschuld* gegenüber den Kommunisten hervor. Sie schrieb:

«Ich kann von Herzen sagen, dass ich

die Kommunisten, mit denen ich zusammenarbeite, geliebt und dass ich viel von ihnen gelernt habe. Sie haben mir geholfen, Gott in Seinen Armen, Seinen Verlassenen zu finden, wie ich Ihn in den christlichen Kirchen nicht fand...»⁵

Friedenspolitisches Engagement und Ziviler Ungehorsam

Gewaltfreie Aktionen und pazifistisches Engagement bildeten einen roten Faden im Leben Dorothy Days und prägten auch den Catholic Worker. Fasziniert von der Gewaltfreiheit *Martin Luther Kings* solidarisierte sich Dorothy Day mit der *Bürgerrechtsbewegung* der Schwarzen und besuchte gemischte Kommunen, die als alternative Modelle friedlichen Zusammenlebens dem Rassismus trotzen. Während des *Vietnamkriegs* unterstützte der Catholic Worker Dienstverweigerer mit Broschüren, öffentlichen Aktionen und Beratungen. Ende der 70er Jahre kämpfte Dorothy Day mit der staatlichen Behörde, weil sich die Bewegung des Catholic Workers während Jahrzehnten geweigert hatte, die Steuern zu bezahlen, die seiner Meinung nach den Krieg mitfinanzierten.

1955 wurde eine *Zivilschutzübung* für den Fall eines Atomkrieges für den Staat New York angekündigt. Wer sich weigerte, nach den Warnsirenen Schutz zu suchen, riskierte bis zu einem Jahr Gefängnis und 500 Dollar Busse. Dorothy Day und eine Handvoll anderer New Yorker Pazifisten trafen sich im Park vor dem Stadthaus im unteren Manhattan. Dort wurden sie vor laufenden Fernsehkameras verhaftet. Sie weigerten sich, die Kaution zu ihrer Freilassung zu leisten, und wurden vierundzwanzig Stunden später aus der Haft entlassen.

Im folgenden Jahr wurde die Übung wiederholt und damit auch der Protest. Nun vor die Wahl gestellt, eine Busse zu zahlen oder fünf Tage im Gefängnis zu verbringen, wählte Dorothy Day das Gefängnis, weil die Armen auch keine Bussen bezahlen könnten.

1957 gehörte Dorothy Days Ungehorsam schon fast zum städtischen Brauchtum. 1961 – nach sechs Jahren des Protests – versammelten sich mindestens 2000 Menschen zur gewaltfreien Aktion im Stadthauspark. Aber nicht nur in diesem Stadtteil wurde der staatliche Aufruf ignoriert. In ganz New York riefen die Sirenen die Leute nun eher auf die Strasse als in den Untergrund. Das war den Politikern zuviel. Seither gab es *keine Luftschutzübungen* mehr in New York.

Reisen nach Rom

Nicht nur in New York schien sich der Zeitgeist zu radikalisieren. Papst Johannes XXIII. forderte 1963 mit der Enzyklika *Pacem in Terris* dazu auf, den Rüstungswettlauf zu beenden, Kernwaffen zu verbieten und die schrittweise Abschaffung anderer Waffen voranzutreiben. Weiter betonte er die Wichtigkeit jedes friedenspolitischen Engagements, da die Sache des Friedens nicht nur den Mächtigen überlassen werden könne. Dorothy Day nahm daraufhin an der Pil-

gerfahrt der «fünfzig Mütter für den Frieden» nach Rom teil, um ihm für das Rundschreiben zu danken und sich der Friedensarbeit zu weihen.

Im September 1965 war sie wieder in Rom, um im Kreis von zwanzig Frauen mit einem zehntägigen Fasten das *Vatikanische Konzil* dazu zu bewegen, in seinen Texten Gewaltlosigkeit als legales Mittel im Kampf um soziale Gerechtigkeit zu unterstützen, Dienstverweigerern den Rücken zu stärken und Massenzerstörungswaffen zu verurteilen. Der Vorschlag wurde in gemilderter Form aufgenommen.

Obwohl Dorothy Day manche kirchliche Amtsträger scharf kritisierte, war ihre Haltung der Kirche gegenüber von einer starken Loyalität und kritischen Liebe geprägt. Sie bemerkte in den siebziger Jahren einmal, dass sie *ganz links* stehe, wenn es um *Politik* gehe, aber *ganz rechts*, wenn es um die *Kirche* gehe. Für sie war die Kirche wesentlicher Teil des mystischen Leibes Christi. Die Kraft für ihr Engagement erhielt sie aus dem Gebet, dem täglichen Gottesdienstbesuch und aus geistlichen Retraiten, die sie mehrmals jährlich besuchte.

Landarbeiterbewegung

Seit den 40er Jahren erschienen im Catholic Worker Artikel über die Situation der Landarbeiterinnen und Landarbeiter. Dorothy Days Identifikation mit deren Kampf führte 1973 zu ihrem *letzten Gefängnisaufenthalt*, als Joan Baez sie ans Institut für Gewaltlosigkeit nach Kalifornien einlud. Obwohl ein kalifornischer Richter den Streik verboten hatte, beschloss Dorothy Day, sechsundsiebzigjährig, sich an den Streikpostenlinien zu beteiligen:

«(Sie) stand um zwei Uhr morgens auf, stand während des Tages an mehreren Rebbergen Posten und trotzte Polizeiketten, die mit Knütteln und Schusswaffen ausgerüstet waren. Gelegentlich stützte sie sich auf ihren zusammenklappbaren Stocksitz und redete mit den Poli-



Dorothy nach ihrem letzten Gefängnis-aufenthalt 1973, anlässlich der Protestaktion für die Rechte der Landarbeiterinnen und Landarbeiter, mit dem von den Mitinsassen unterschriebenen Gefängnis- und Landarbeiterkleid

zisten, forderte sie auf, ihre Waffen niederzulegen. Sie sagte ihnen, am folgenden Tag werde sie wiederkommen und laut die Bergpredigt vorlesen... Am kommenden Tag wurde sie zusammen mit anderen 99 Frauen und 50 Männern verhaftet... Nach fast zwei Wochen Gefängnisaufenthalt wurden die Gefangenen wieder entlassen. – Dorothy überraschte die Wärter mit der Weigerung, das Gefängniskleid abzugeben. Ihre Mitgefangenen hatten aus Dankbarkeit für Dorothys Ausharren mit ihnen das Kleid mit ihren Unterschriften versehen und es ihr zum Geschenk gemacht.»⁶

Würdigung im Alter und Zeit des Loslassens

Bei ihrem 75. Geburtstag erfuhr Dorothy Day viel Anerkennung: Die *Jesuitenzeitschrift* «America» widmete ihr als Einzelperson eine Sonderausgabe, da sie am besten das sozialpolitische Wollen und Wirken amerikanischer Katholikinnen und Katholiken symbolisiere. Die Universität «Notre Dame» ehrte sie mit der höchsten Auszeichnung, weil sie «Zeit ihres Lebens die Betrübten beglückt und die Glücklichen betrübt» habe. Mutter Teresa schickte ihr einen Geburtstagsbrief aus Kalkutta.

Im März 1975 kündigte Dorothy Day mit 78 Jahren ihren *Rücktritt* aus allen täglichen Geschäften an und zitierte dabei die buddhistische Lehre des Lebens in drei Etappen: die erste des Heranwachsens und der Erziehung, die zweite für Ehe, Familie und Arbeit und die dritte für die Ablösung. Dies sei eine Zeit des Rückzugs aus der Verantwortung, des Loslassens der Dinge dieses Lebens, wo Gott die Führung überlassen werde.

Im September 1976 hatte Dorothy Day ihren zweiten Herzinfarkt. Der Arzt verschrieb ihr strikte Ruhe. Die letzten vier Jahre ihres Lebens verbrachte Dorothy Day praktisch nur in ihrem Zimmer. 1976–1979 schrieb sie weiterhin *Kolumnen* für den *Catholic Worker*. Ihre Texte sprachen über das Gebet, Besuche-

rinnen und Besucher, ihre Lektüre. Sie las Bücher russischer Schriftsteller, hörte Opern am Radio, sah Theaterstücke am Fernsehen, genoss die Aussicht aus dem Fenster und den Wechsel der Jahreszeiten.

Zeitweilig fühlte sich Dorothy Day wie eine Gefangene ihres zerbrechlichen Körpers. Sie beklagte ihre Unfähigkeit an den gewaltfreien Aktionen in einer Kernwaffenfabrik in Colorado teilzunehmen. «Schwäche und Alter sperren mich – wenn auch anders als im Gefängnis – ein, aber ich kann für die Aktiven mit Inbrunst beten», schrieb sie in der Juli-Kolumne.

Am 29. November 1980 hörte ihr müde gewordenes Herz auf zu schlagen.

Dorothee Sölle schrieb in ihrem Artikel zu Dorothy Day: «Im Neuen Testament werden gewöhnliche Christen heilig genannt. Bei Paulus bedeutet das Wort nicht, dass sie fehlerlos ... sind, sondern, dass sie Gott geweiht, geheiligt sind in ihrem Leben. Ich denke, dass heilig ein religiöses Wort ist für das, was wir «radikal» nennen. Gemeint ist nicht Askese, Weltflucht, besondere Tugendhaftigkeit, sondern konsequentes Eintreten für das Leben und eine Unbeirrbarkeit der Liebe.»⁷

Dorothy Day selbst wehrte sich zeitlebens gegen eine Verherrlichung ihrer Person. Sie entgegnete einmal einem schwärmerischen Journalisten widerborstig: «Machen Sie aus mir keine Heilige – so leicht werden Sie mich nicht los!»⁸ •

1 Dorothy Day, Ich konnte nicht vorüber. Ein Lebensbericht, Freiburg i. Br. 1957, S. 271.

2 Ebd., S. 90f.

3 Ebd., S. 194f.

4 Jim Forest, Das Mass ist die Liebe. Die Biographie von Dorothy Day, Zürich 1989, S. 101f.

5 Zit. nach ebd., S. 139.

6 Ebd., S. 180f.

7 Dorothee Sölle, Dorothy Day oder die Leidenschaft für das Leben, in: Karin Walter, Sanft und rebellisch. Mütter der Christenheit – von Frauen neu entdeckt, Freiburg i. Br. 1990, S. 40.

8 Jim Forest, Das Mass ist die Liebe, S. 220.